

(Nachdruck verboten.)

10]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Mitten in seinem Uebermut kamen ihm die ängstlichen Bedenken ins Gedächtnis, die er vor der Corrida gehegt, und da er einen spöttischen Ausdruck in den Blicken des Nacional zu gewahren glaubte, entschuldigte er sich lächelnd.

„Mich überkommt es immer so, wenn es gilt, zur Plaza zu fahren. Es ist so was wie das Herzklopfen der Frauenzimmer. Aber Du hast recht, Sebastian. Wie sagst Du das schon? . . . Gott oder die Natur, richtig, Gott oder die Natur haben nichts mit den Angelegenheiten des Stierkampfes zu schaffen. Jeder zieht sich, wie er kann, heraus. Dank seiner Geschicklichkeit oder seinem Mut, ohne daß ihm der Schutz des Himmels oder der Erde nützen könnte. Du bist ein geschicktes Luder, Sebastian, Du hättest eigentlich studieren sollen.“

Und in seiner freudigen Stimmung betrachtete er den Vanderillo als einen Weisen, ohne der Spöterei eingedenk zu sein, mit denen er stets seinen verzwickten Vermunftgründen zu begegnen pflegte.

Im Gasthof angelangt, stieß er schon unter der Haustür auf zahlreiche Verehrer, die vor Begierde brannten, ihn zu umarmen. Alle sprachen in fabelhaften Hyperbeln von seinen Heldentaten.

Oben fand er sein Zimmer mit Freunden angefüllt, Herren, die ihn duzten und ihn wie ungehobelte Viehtreiber und Hirten auf die Schulter klopfen.

„Du hast wieder gezeigt, daß Du ein ganzer Kerl bist.“ Gallardo entzog sich diesen Aeußerungen der Begeisterung, indem er mit Garabato in den Flur hinausstrat.

„Geh und gib ein Telegramm nach Haus auf. Du weißt schon, wie es lauten muß: „Wohlbehalten“.“

Garabato machte Einwendungen. Er wollte zuerst dem Maestro helfen, sich anzukleiden. Der Hausknecht könne das Telegramm aufgeben.

„Nein, ich will, daß Du selbst das besorgst und zwar sofort! Ich kann warten. . . Du mußt auch noch ein zweites Telegramm schicken, Du weißt ja, an wen: an jene Dame, nun, an Donna Sol. . .“

Ebenfalls: „Wohlbehalten“. Weiter nichts.“

2.

Als die Senora Augustias ihren Mann, den Senor Juan Gallardo, einen ehrsamem Schühflider des Feria-Stadtviertels, verlor, weinte sie mit der ganzen Betrübniß, die der Fall erheischte, aber zu gleicher Zeit fühlte sie im Grunde ihres Gemüthes die Erleichterung desjenigen, der nach langem, beschwerlichem Marsch Halt macht und sich einer drückenden Last entledigt.

„Armer Mann! Gott habe ihn selig! Er war so herzensgut, so arbeitsam . . .“

In den zwanzig Jahren gemeinschaftlichen Lebens hatte er ihr keinen andern Verdruß bereitet, als solchen, wie ihn auch die übrigen Frauen des Viertels erleiden mußten. Von den drei Besetzten Tagelohn, die er durchschnittlich durch seiner Hände Arbeit verdiente, überließ er seiner Frau eine für den Haushalt und behielt die übrigen zwei für Taschengeld und standesgemäßes Auftreten. Er mußte sich notwendigerweise „rebandieren“, wenn die Kameraden einige Gläser zum besten gegeben hatten, und der andalusische Wein, eben deshalb, weil er so köstlich ist, war teuer. Desgleichen mußte er natürlich auch die Stiergefächte besuchen, denn wozu ist ein Mann, der nicht trinkt und keine Corrida besucht, eigentlich auf der Welt da?

Die Senora Augustias, die zwei Kinder zur Welt gebracht hatte, Encarnacion und Juanillo, mußte eine vielseitige Tätigkeit entwickeln, um sich und die Ihrigen durchzuschlagen. Sie arbeitete als Scheuerfrau in den wohlhabendsten Häusern des Stadtviertels, nähte für die Nachbarinnen, verkaufte für Rechnung einer befreundeten Trödlerein Kleider und Schmuckstücken und verfertigte Zigaretten für Private, indem sie ihre in der

Jugend als Tabakarbeiterin erworbene Fertigkeit zu verwerten wußte.

Niemals hatte sich der Verstorbene gegen sie durch eheliche Untreue oder rohe Behandlung verfehlt. Sonnabends, wenn der Schühflider mit einem Rausch nach Hause kam, spät in der Nacht und am Arme von Beschkumpanen, floß er förmlich über von Bärtlichkeit und Frohsinn. Die Senora Augustias mußte ihn jedesmal energisch hineinschieben, denn er wollte vor der Tür stehen bleiben, wo er mit den Händen klatschte und mit fallender Stimme langsame Liebeslieder anstimmte, zu Ehren seiner beleibten Lebensgefährtin. Und wenn schließlich die Tür hinter ihm zugeschlagen wurde, womit die Nachbarn um ihr Vergnügen gekommen waren, wollte Señor Juan in seinem sentimentalen Dufel es sich absolut nicht nehmen lassen, die Kinder zu sehen, die längst im Bette schliefen. Er küßte sie, nekte sie mit dicken Tränen und wiederholte seine Liebestrophien zu Ehren der Senora Augustias. (O! das schönste und beste Weib der Welt!) Die gute Frau mußte schließlich ihre Stirne glätten und lachen, während sie ihn entkleidete und wie ein krankes Kind zu Bette brachte.

Das war sein einziges Laster, der Trunk . . . Armer Kerl! . . . Mit Weibern und Spiel gab er sich nie ab. Keine Spur. Seinen Egoismus, auf Grund dessen er gut gekleidet, während seine Familie in Lumpen gehüllt war, und die Ungleichheit, mit der er seinen Arbeitslohn verteilte, gleich er durch großmütige Anwandlungen aus. Mit Nüchternheit und Stolz erinnerte sich die Senora Augustias der hohen Festtage, an denen Juan sie nötigte, das Manillatuch und ihre Hochzeitsmantilla umzuschlagen, und mit ihr und den Kindern spazieren ging. Er trug einen weißen Cordoveßer Hut und einen Stock mit silbernem Knopf, man hätte ihn für einen wohlhabenden Krämer halten können. An den Tagen, wo der Eintritt zur Corrida wohlfeil war, gab er seiner Frau, ehe er zur Plaza ging, einige Gläser Manzanillawein in der Campana zum besten.

Jene glücklichen Zeiten lagen nunmehr wie eine blasser Erinnerung hinter ihr zurück.

Der Senor Juan wurde auf einmal schwindstüchtig, und zwei Jahre lang mußte die Frau ihn pflegen und ernähren, indem sie sich noch mehr denn je anzustrengen hatte, um den Ausfall der täglichen Beseta, die er ihr früher gab, auszugleichen. Schließlich starb er im Spital, ergeben in sein Schicksal, fest überzeugt, daß das Dasein ohne Manzanilla und Loros nichts wert ist, und sein letzter Blick voll Dank und Bärtlichkeit war für seine Frau, als wolle er ihr noch mit den Augen zurufen: „O! das schönste und beste Weib der Welt!“ . . .

Nachdem die Senora Augustias Witwe geworden, war ihre Lage nicht schlimmer; im Gegenteil, sie hatte dadurch größere Bewegungsfreiheit erlangt und ihr war eine große Last genommen, nämlich der Unterhalt ihres kranken Mannes. Als rasch entschlossene Frau zeichnete sie ihren Kindern sofort den Weg vor. Encarnacion, die bereits sieben Jahre alt war, trat in die Tabakfabrik ein, dank den Empfehlungen einer Jugendfreundin der Mutter, die es in jenem Institut zur Werkmeisterin gebracht hatte. Juanillo, der seine Kindheit in der Werkstatt seines Vaters zugebracht hatte, sollte nach dem Willen der Mutter Schuster werden. Sie nahm ihn von der Schule fort, wo er notdürftig schreiben und lesen gelernt hatte, und mit zwölf Jahren trat er als Lehrling bei einem der besten Schuhmacher von Sevilla ein.

Hier begann erst recht die Leidenszeit der armen Frau. Welch eine Aufführung des Jüngens, des Sohnes so braver Eltern! . . . Fast jeden Tag nahm er, anstatt zu seinem Meister zu gehen, den Weg zum städtischen Schlachthaus mit anderen Jungen, die, zum Gaudium der Viehtreiber und Schlächter, mit größter Keckheit die Schlachtochsen neckten, bis sie von diesen in die Luft geschleudert und mit Füßen getreten wurden. Die Senora Augustias, die oft einen großen Teil der Nacht mit Nähen verbrachte, damit der Junge in anständiger Kleidung zur Werkstatt gehen konnte, begegnete ihm abends vor der Haustür, wo er es nicht wagte, hineinzugehen und andererseits wieder aus Furcht vor dem Hunger sich nicht getraute zu fliehen. Sein Zustand war jämmerlich. Seine Hosen waren zerrissen, seine Focke über und über beschmutzt und sein Gesicht voller Beulen, Schrammen und Kratzwunden.

Zu den Bissen des tückischen Ochsen kamen nun die Ohrfeigen und Besenstielhiebe der Mutter hinzu. Aber der Held des Schlachthauses ertrug alles geduldig des lieben Brotes willen. „Schlag zu, aber gib mir zu essen.“ Und mit einem fürchtbaren, von den heftigen Leibesübungen geschärften Appetit verschlang er die ihm vorgelegten harten Brotstücke, die verdorbenen Bohnen und den verfaulten Stockfisch, Schundwaren und Abfälle, die die sparsame Hausfrau in den Käden zusammenfachte, um die Familie ernähren zu können.

Der Bube ließ sich fast nie in der Werkstatt sehen. Den Vormittag verbrachte er im Schlachthaus und nachmittags lungerte er mit anderen Tagedieben in der Calle de los Cierpes umher, neidische Blicke auf die engagementslosen Toreros werfend, die in der Campana zusammensaßen, feingekleidet, mit funkelnagelneuen Hüten, ohne eine Peseta in der Tasche, aber sie prahlten mit ihren Geldtaten. Juanillo betrachtete sie wie Wesen aus einer höheren Welt, er beneidete ihr stattliches Aussehen und ihr fedes Auftreten den Weibern gegenüber. Allein die Erwägung, daß alle zu Haus ein goldgesticktes, seidenes Kostüm aufbewahrten und es hie und da anzogen, um sich unter dem Rauschen der Musik den Blicken der Menge darzubieten, erfüllte ihn mit einem Schauer der Bewunderung.

Der Sohn der Señora Augustias war unter seinen zerlumpten Kameraden als das „Schusterlein“ bekannt und er war stolz darauf, einen Weinamen zu führen, wie alle großen Männer, die in der Arena auftraten. Mit etwas muß doch der Anfang gemacht werden. Um den Hals trug er ein rotes Tuch, das er seiner Schwester entwendet hatte, und unter seiner Mühe lugte das Haar über den Ohren in dicken Büscheln hervor, die er sich mit Speichel glattstrich. Die Zwillingsmittel wollte er stets nur bis zum Gürtel reichend und mit zahlreichen Falten versehen haben. Die Hosens, alte Ueberreste der Kleidung seines Vaters, durch die Señora Augustias zurechtgemacht, mußten bis an die Brust heranreichen, die Hüften eng umschließen, in den Weinen so breit wie möglich sein, und wenn die Mutter sich diesen Forderungen nicht fügen wollte, weinte und heulte er erbärmlich.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

Ein lauter Fluch Perraults, der Ton eines bröhnenden Knüppelhiebes und ein schriller Schmerzschrei übertönte auch den Lärm des Zweikampfes. Ganz plötzlich wimmelte es im Lager von wüß aussehenden, ruppigen Köttern. Es war eine ganze Kotte, die wohl von einem Indianerdorf kommend, auf ihrem Streifzuge auf das Lager gestochen war. Während Buck und Spitz die Aufmerksamkeit der anderen auf sich lenkten, waren sie herangelommen, und als Perrault, der sie bei der Voratsliste bemerkt hatte, mit dem Knüppel dazwischen sprang, setzten sie sich zur Wehr. Die Riste fiel polternd zu Boden, und die ausgehungerte Schar fiel über den Inhalt her. Wie dicht auch die Knüppelhiebe fielen, die Kötter jaulten wohl vor Schmerz laut auf, doch von ihrer Beute ließen sie nicht, bis auch das letzte Krümchen verzehrt war.

Inzwischen waren auch die bestürzten Schlittenhunde herangelommen, aber gegen die frechen Eindringlinge war nichts auszurichten. Noch niemals hatte Buck solche Viefter gesehen. Es schien, als ob die Knochen durch die Haut hindurchkommen müßten; die reinen Gerippe waren es, um die der ruppige graue Pelzbalg nur so schlotterte, aus dem nur die blendend weißen Zähne und die blühenden Augen hervorleuchteten. Der Hungerwahnsinn sah aus ihnen heraus; es war ein entsetzlicher Anblick. Gegen diese Kotte war nichts zu machen.

Schon beim ersten Ansturm wurden die Schlittenhunde gegen den Felsen zu gedrängt; drei Kötter fielen allein über Buck her, und im Handumdrehen hatten sie ein Loch quer über seinen Rücken gerissen. Es war ein fürchtbares Durcheinander. Willy schrie wie gewöhnlich in den höchsten Tönen, Dsch und Solleks kämpften tapfer Seite an Seite, wenn auch das Blut aus ihren Wunden floss, Jez schnappte um sich wie besessen. Dem einen wilden Hunde biß er mit einem Schlage seiner Kiefer das Vorderbein bis auf den Knochen durch, worauf Jez hinsprang und dem Verwundeten die Kehle durchriß. Auch Buck hatte einen seiner Widersacher am Hals. Als seine Zähne sich tief in die Gurgel gruben und der Geschnad des warmen Blutes seine Zunge berührte, wurde er vollends rasend. Auch auf den zweiten sprang er zu, ihn ebenso abzuschlefen, als er einen Biß am eigenen Hals fühlte. Es war Spitz, der Verräter, der ihn von der Seite angriff.

Da aber sprangen Perrault und Francois zu, die sich eben mit Mühe der Bestien entledigt hatten. Aber nur einen Augenblick konnten sie ihren Hunden helfen, dann mußten sie von neuem den

Probiant verteidigen. Willy, dem die Todesangst ungewöhnliche Kraft verliehen hatte, sprang plötzlich in hohem Sahe über den ihm umgebenden dichten Anäuel und floh auf die Eisfläche des Sees hinaus. Jez und Dub folgten nach, und auch die übrigen Schlittenhunde suchten ihr Heil in der Flucht. Buck rüstete sich eben zum Sprunge, sah aber in demselben Augenblicke, daß Spitz von der Seite her auf ihn zustürmte. Geschieht wich er aus, denn das war sicher, wenn er hier inmitten dieses Gefindels auch nur einmal itrauchelte, so war es um ihn geschehen. Dann setzte er über die Köpfe der fremden Hunde fort und folgte den anderen auf den gefrorenen See.

Als sich endlich die neun Hunde zusammengefunden hatten, suchten sie Schutz im nahen Walde. Wenn sie auch nicht mehr verfolgt wurden, so ging es ihnen doch noch schlecht genug. Nicht einer war unter ihnen, der nicht tiefe Wunden davongetragen hatte. Dub hinkte auf beiden Vorderbeinen, Dollh, die zuletzt gekommene Eskimohündin, trug eine klaffende Wunde am Hals; Jez hatte ein Auge verloren, und dem gutmütigen Willy gingen die Ohren in Fäden um den Kopf; er wimmerle und jaulte erbärmlich, kaum, daß der Tag zu dämmern begann, waren sie wieder beim Lagerplatz, wo die beiden Männer sie erwarteten. Die Räuber waren, als kein Fraß mehr zu finden war, abgezogen. Fast sämtliche Esvorräte waren fort, und auch manche andere Dinge. Die Schlittenriemen waren zerlaut, ebenso wie die Leinwand, die über den Schlitten gelegen hatte, Perraults pelzverbrämte Moccasins und sogar die Schnur von Francois' Peitsche. Beim Anblick der unglücklichen Hunde fing er laut zu jammern an.

„Ach, gute Kerle, alle von euch“, rief er, „und kein Mann kann wissen, ob sie nicht toll waren, die Viefter verdammt. Kann sein, daß toll werdet ihr alle meine Freunde. Teufel, Teufel, alle toll, meine schöne Hündel!“

Auch Perrault schüttelte bedenklich den Kopf. Noch vierhundert Meilen waren es bis Dawson; was sollte er anfangen, wenn Tollwut ausbrach. Nach zwei Stunden harter Arbeit, unter Flüchen und Seöhnen, waren endlich die Stride zusammengeknötet, die Riemen ausgebeßert und die Hunde angeschnürt. Und gerade jetzt hatten sie mit den wunden Gliedern und den steifen Knochen das schwerste Stück des Weges vor sich.

Der Dreißigmeilenfluß gab keine Bahn ab, denn das schnellfließende Wasser fror nicht, und nur auf ganz vereinzeltten Strecken stand etwas Eis. Nun mußten sie hart am Flußufer entlangfahren, dreißig schreckliche Meilen in sechs fürchtbaren Tagen. Jeder Schritt brachte Lebensgefahr für Menschen und Hunde. Wohl ein dutzendmal brach Perrault, der als Pfadfinder vorankam, durch das trügerische Lufteis. Nur die lange Stange, die er quer vor sich hertrug, verhinderte es, daß er nicht unter sank, weil sie sich stets quer über das Loch legte, das sein Körper brach. Aber ein eisiges Bad war es immer, denn das Thermometer zeigte fünfzig Grad unter Null. Und jedesmal, wenn er eingebrochen war, mußte Raft gemacht und Feuer angezündet werden, denn es wäre sein Tod gewesen, hätte er nicht sofort die frosterstarrten Glieder erwärmt und die steif gefrorenen Kleider aufgetaut und getrocknet.

Perrault aber verlor den Mut nicht. Sein kleines, runzeliges Gesicht trugte jeder Gefahr, jedem Wind und jedem Wetter; vom Morgen bis zum Abend kämpfte er sich tapfer durch; nichts war ihm zu schwer und zu anstrengend, und gerade deshalb hatte die Regierung ihn für die wichtigsten Resnungen zum Voten erwählt. Einmal brach auch der Schlitten ein und zog Buck und Dsch mit sich. Halb erfroren und fast ertrunken wurden sie herausgezogen, und auch für sie wurde ein Feuer angemacht. Sie waren ganz mit Eis bedeckt, aber die beiden Männer führten sie im engen Kreise so lange und so nahe um das Feuer, bis ihr Fell wieder trocken und warm war; etwas versengt war es allerdings auch.

Ein anderes Mal brach Spitz ein und zog die anderen Hunde hinter sich her. Nur Buck gelang es mit aller Kraft, sich durch Aufstemmen der Vorderpfoten zurückzuhalten, und dann schob auch Dsch zurück, und Francois konnte den Schlitten halten. Und wieder ein anderes Mal brach das Eis vor und hinter ihnen. Es war ein wahres Wunder, daß Perrault sich noch auf einen Felsen retten konnte. Mit Ausbietung aller Kraft zog er die Hunde hinter sich her, und mit Hilfe aller Vorräte an Striden und Riemen konnte der Schlitten verankert und schließlich auch nach oben gebracht werden. Aber was nun? In einer anderen Stelle wieder hinunterzukommen war fast noch schlimmer, und es wurde Nacht, bis sie wieder auf einer dickeren Eisstelle auf dem Flusse standen.

Eine viertel Meile nur waren sie an diesem Tage vorwärts gekommen. Als sie endlich am Gootalinqua ankamen, der gute Bahn bot, war Buck mit seiner Kraft zu Ende, und den anderen Hunden ging es fast ebenso. Aber Perrault, der die verlorene Zeit wieder einholen wollte, trieb sie vorwärts von früh bis spät. An einem Tage brachten sie dann auch fünfunddreißig Meilen hinter sich bis zum Großen Rachs, und noch einmal fünfunddreißig am folgenden Tage bis zum Kleinen Rachs, und als sie am dritten Tage sogar vierzig Meilen zurücklegten, waren sie endlich am Fünffingergebirge angelangt.

Duads Füße waren nicht so hart und widerstandsfähig wie die der Nordlandhunde. Die Geschlechter, die vor ihm auf der Welt waren seit den Tagen, in denen sein Ahnherr einst der Begleiter eines Höhlenmenschen gewesen sein mochte, hatten weichere Füße bekommen. Er konnte vor Schmerzen kaum aufstehen, und wenn abends Raft gemacht wurde, fiel er hin wie tot. Selbst der Hunger konnte ihn nicht dazu bringen, aufzustehen und sein Fleisch zu

holen; Francois mußte es ihm bringen. Jeden Abend nach der Mahlzeit rieb einer der Männer Buds Füße eine halbe Stunde lang, und Perrault hatte von einem seiner Moccasins vier kleine Schuhe für den Hund gemacht. Das war eine sehr große Erleichterung für ihn, und selbst Perraults ernstes Gesicht vergoß sich zu einem Lächeln, als Bud eines Morgens, als Francois vergeblich hatte, ihm die Schuhe anzuziehen, zu ihm kam, sich auf den Rücken legte und bittend seine vier Pfoten in die Höhe streckte.

Eines Tages aber wurde Dolly, die damals den bösen Biß in die Kehle bekommen hatte, sehr merkwürdig. Bei Tagesanbruch brach sie in ein entsetzliches Geheul aus, daß allen Hunden unwillkürlich die Haare zu Berge standen. Dann stürzte sie auf Bud zu, der ihr am nächsten stand. Er hatte nie vorher einen tollen Hund gesehen und konnte ihn als solchen also auch nicht fürchten. Seine Ahnung aber sagte ihm, daß dieses etwas Entsetzliches sei, wogegen es keine Verteidigung gab. Er konnte nur sein Heil in der Flucht suchen. Er flog nur so über das Schneefeld, aber Dolly blieb immer dicht hinter ihm; trotz aller Anstrengung gewann er keinen Vorsprung. Ueber Felsentrümmern und dicht verschneite Büsche, über glattes Eis und durch Treibschnee ging es. Er konnte kaum sehen, wohin er lief, geschweige darüber nachzudenken, denn immer hörte er das wilde Geheul Dollys dicht hinter sich. Ein lauter Ruf von Francois gellte durch die Luft und er folgte ihm. Wenn ihm nicht geholfen wurde, dann war er verloren. Mit der Art in der Hand stand der Mann bereit, und hart an ihm vorüber sauste Bud. In demselben Augenblick erhielt Dolly den Todeshieb, während Bud im vollen Laufe gegen den Schritten stieß. Nach Luft schnappend, halb bewusstlos lag er da.

Eine bessere Gelegenheit konnte sich Spitz nicht wünschen. Mit einem Satz war er bei dem Erschöpften; seine Zähne schlugen tief in das Fleisch und rissen Buds Schulter bis auf den Knochen auf. Da fuhr Francois' Peitsche durch die Luft. So hatte der kleine Mann noch niemals einen Hund geschlagen wie jetzt den Spitz.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schlüsselblumen.

— Liebliche Blume
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßt
Primula! —

— Das sind die Worte, die der Dichter dem gelben Blümlein zuruft, das im April allenthalben auf Wiesen, am Raine, im lichten Gebüsch des Laubwaldes seine Blütensterne in großer Zahl öffnet; einzelne Vorboten waren schon im März da und Nachkömmlinge wird es bis in den Juni hinein geben. Im April entfaltet es seine Hauptblütezeit — nur wenn der Winter einmal etwas lange im Regiment bleibt, dann wird es wohl auch Mai — und da dürfen wir schon ein paar Händel wo der Natur rauben, ohne befürchten zu müssen, daß wir Waldfrevel begehen. Das Blümlein ist es wert, daß wir es daheim in lockeren Sträußen in Vasen oder Wassergläser stellen und so den Frühlingssauber in das Heim tragen. Aber nicht nur freuen sollen wir uns daran, auch betrachten dürfen wir dies Kind Floras und wenn wir uns ein wenig auf das Studieren verstehen, dann weiß uns dies Blümlein manch Geheimnis aus dem Pflanzenleben auszuplaudern — und Geheimnisse erfährt man ja so gern. Versuchen wir's drum.

Zwei Arten fallen uns beim Spaziergang durch die Fluren auf. Die eine Art mit goldgelben Blüten auf dem etwa 20 Zentimeter hohen Stiel gedeiht dort, wo der Boden mehr trocken ist. Die feuchten Wiesen bevorzugt die andere, die etwa 1/3 Meter hoch wird und ihre Blüten in ein Schwefelgelb gekleidet hat. Das Vorkommen der einen oder anderen Art läßt gleich einen Schluß zu auf den Bodenwasserstand; nur ganz vereinzelt sehen wir, daß ein Exemplar einer Art sich in die Masse der anderen Art verlaufen hat. *Primula officinalis* hat der Botaniker die erste Art genannt — Apothekerprimel oder Arzneiprimel. Die Blüten dieser Art werden als Flores Primulas gehandelt; ein Aufguß dieser Blüten gilt als Heilmittel gegen Erkrankungen der Atmungsorgane, gegen Migräne und gegen Schwindel. Der Primeltee wird für ebenso beruhigend gehalten als Lindenblütentee, dabei zeichnet sich dieser Tee durch guten Geschmack und Duft aus. Den Wohlgeruch kann man schon an den Blüten finden. Der anderen Art mangelt dieser Duft, sie wird die hohe Schlüsselblume genannt, *Primula elatior*. Dem großen Volke sind beide Arten einfach Schlüsselblumen oder Himmelschlüssel.

Als wir noch die Schulbank drückten und als in der Naturgeschichte die Schlüsselblume „besprochen“ wurde, da mußte die Blüte zerpfückt werden, um die Zahl der Staubgefäße und der Griffel preiszugeben. „Fünf Staubgefäße und ein Griffel“ — das war alles was uns die Primelblüte damals zu sagen hatte und wir konnten feststellen, daß die Pflanze in die erste Ordnung der fünften Klasse des Pflanzenstems gehört. In gleicher Weise wollen wir heute die Blume betrachten, aber wir opfern der Blüten mehrere und da fällt eine merkwürdige Erscheinung in die Augen: In einer

Blume sind die Staubgefäße länger, in einer anderen kürzer als der Griffel! Warum das? Die Naturforschung, die sich nicht auf bloße Beschreibung beschränkt, sondern sich dem Leben der Organismen zuwendet, weiß die Frage zu beantworten. Die heterostylen Blüten — so sind Blüten von der Einrichtung wie bei unserem Himmelschlüssel benannt — sind nach zweierlei Aufriß erbaut. Einmal sind die Weibchen, die Griffel, maßlos verlängert (langgriffelige Form); die Männchen, das sind die Staubbeutel, stehen dann tief unter dem Punkt, wo die Befruchtung erfolgen kann. Das andere Mal stehen die Staubbeutel dort, wo früher die Narbe stand, während die Narbe an die Stelle der Staubbeutel treten mußte (kurzgriffelige Form). Nun denken wir uns, eine Hummel kommt zu einer Blume der ersten Form, um von dem, schlauer Weise tief unten im Grunde der Blume verborgenen Honig zu naschen. Mit dem Kopfe berührt die Hummel die Narbe, mit dem Rüssel die tiefstehenden Staubbeutel, die ihren Blütenstaub auf den Rüssel abladen. Kommt dann die Hummel zu einer kurzgriffeligen Form, so trifft ihr mit Blütenstaub beladener Rüssel genau die Narbe des Griffels; am Kopfe ladet das Insekt nun neuen Blütenstaub auf. Wenn jetzt die Hummel wieder zu einer langgriffeligen Blume fliegt, muß sie den Blütenstaub auf deren Narbe abladen. Und damit wird der Sinn der ganzen Einrichtung klar: Diese dient der Kreuzbefruchtung, d. h. sie sorgt dafür, daß Männlein und Weiblein aus verschiedenen Blumen eine legitime Ehe eingehen. Inzucht, das heißt Selbstbefruchtung ist streng verpönt; nur in äußersten Notfällen wird sie von Primelblumen geübt.

Noch ein weiterer Umstand kommt dieser Kreuzbefruchtung zur Hilfe. Während die Pollenzellen der kurzen Staubgefäße nur 20 Mikromillimeter messen, sind jene bei den langen Staubgefäßen 30 Mikromillimeter groß. Der längere Weg, den der Pollenschlauch bei einem langen Griffel bis zu der Stelle im Fruchtknoten zurückzulegen hat, alwo er das Ei trifft, um ein keimfähiges Samenkorn zeugen zu können, rechtfertigt wohl eine größere Fülle des Stoffes.

Die im Aufblühen senkrecht stehende Blume bringt sich durch eine leichte Krümmung des Blütenstiemes in eine mit der Blumenkrone dem Erdboden mehr zugeneigte Lage, sobald die Geschlechtsorgane ihre Reife erlangt haben. So weicht die Blume dem schädigenden Regen aus.

Betrachten wir eine solche Schlüsselblume schon vor der Blütezeit, wenn die Blätter beginnen sich zu entfalten, so können wir ein anderes Schuttmittel in der Pflanzenwelt kennen lernen. Da sehen wir, daß die netzförmig verbundenen Blattrippen ein festes Gitter bilden, in dessen Maschen das zarte Blattgebilde eingefügt ist. Diese grüne Blattmasse erscheint teils blafenförmig aufgetrieben, teils grubenförmig vertieft. Das ganze Blatt macht den Eindruck eines zernitterten Luches oder Papierbogens. In dieser Anordnung — so hat der Botaniker die Erscheinung benannt — findet das einstuweilen noch empfindliche Blattgebilde wirksamen Schutz gegen die rauhe Witterung.

Sind auf der Wiese durch den sommerlichen Grasschnitt die Primelpflanzen verlegt worden, bevor der Samen vollständig ausgereifte, so ist diese Versümmelung der Pflanzen nicht selten Anlaß, daß die Pflanzen ihre Blütenbildung für das kommende Jahr bereit beschleunigen, daß diese Blumen noch im selben Jahre im Herbst zur Entwicklung kommen. Solche Pflanzen blühen dann zweimal in einem Jahre, wobei allerdings die Herbstblüte um ein Drittel kleiner ist als die Frühjahrsblüte; im kommenden Frühjahr gibt's dann für gewöhnlich keine Blumen. Dieser Fall ist bei der hohen Primel häufig zu beobachten.

Von der hohen Primel stammen viele Gartenformen, die die Kunst des Gärtners erstehen ließ. Und neben diesen Gartenformen finden wir eine Verwandte, die Aurikel in Blüte, die *Primula auricula* des Botanikers. Auch an dieser Pflanze sind eigenartige Lebenserscheinungen zu beobachten. Zunächst: Blatt und Blüte verbreiten den gleichen Duft, den Aurikelduft. Daß der Blütenduft die Insekten anlocken soll, wissen wir. Vielleicht soll der Duft der Blätter jenem der Blüte zu Hilfe kommen; das wäre überflüssig, denn die honiglusternen Insekten haben ein gar feines Riechorgan. Doch es kommt uns Verständnis für den Blätterduft, wenn wir erfahren, daß dieser Duft dem weidenden Vieh zuwider ist. So bildet der Blätterduft ein Schuttmittel gegen das Gefressenwerden.

Die Aurikel ist ein Felsenkind, im zerklüfteten Gestein ist sie zu Hause. Die Pflanzen bilden einen kurzen, dicken Stamm, Schaft geheißen. Dieser Schaft wird durch eine Rosette von Laubblättern abgeschlossen. In dem Maße, wie die unteren Blätter dieser Rosette verdorren, wird in der Achsel eines der oberen Blätter eine neue Rosette angelegt, die die alte im nächsten Jahre ersetzt. Wenn die Rosettenblätter auch ziemlich gedrängt übereinander stehen, so hat nichtsdestoweniger das von ihnen bekleidete Stammstück ein Längenmaß von ungefähr einem Zentimeter, und ebenso lang ist auch der jährliche Zuwachs, den der geradlinig dem Lichte zuwachsende Stamm erfährt. Dieser Zuwachs von zehn Jahren summiert, gibt zehn Zentimeter, und man sollte erwarten, daß diese Rosette des zehnten Jahres auch um zehn Zentimeter über jenem Punkte vorgeschoben sein würde, wo die Rosette des ersten Jahres stand. Merkwürdigerweise aber bleiben die Rosetten aller folgenden Jahre immer an dem gleichen Punkt, nämlich immer den festigen Rändern der Felsrisen angeschmiegt, in denen der Stock wurzelt. Kerner erklärt diese Erscheinung damit, daß die von dem rosetten-

Kleines feuilleton.

Geschichtliches.

Bismarck-Forschungen. In der Massenproduktion von Bismarck-Büchern ist Herr Heinrich v. Poschinger seit langer Zeit unermüdet tätig. Seine neueste Leistung auf diesem Gebiete ist vor kurzem bei Karl Konegen in Wien unter dem Titel: „Stunden bei Bismarck“ herausgekommen. Das Buch enthält ein buntes Sammelfurium von Äußerungen Bismarcks, Äußerungen anderer über Bismarck, von Geschichten aller Art, von Interessantem und Belanglosem. Poschingers Verdienst besteht darin, daß er alles auf einen Haufen zusammengetragen hat, ohne viel Kritik zu üben. Er hat es fertig gebracht, eine angeblich phonographisch aufgenommene Rede Bismarcks zu akzeptieren, die nur im Himmel gehalten sein kann; denn es wird darin auf ein Ereignis Bezug genommen, das sich erst sieben Jahre nach Bismarcks Tode zugetragen hat, auf den Frieden von Portsmouth nämlich. Echt sind dagegen zweifellos die Bismarckschen Äußerungen über die Sozialdemokraten; denn sie sind ganz in dem Stile gehalten, in dem der Poschingerische Heros seine ohnmächtige Wut über das Vordringen des Proletariats auszutoben pflegte. So schießt er 1877 das Dandiederliegen des Wirtschaftslebens auf das armenartige Umfingreifen des Kommunismus; er bespricht Brand, Plünderung und Massakrierung derer, die etwas haben. Für Berlin allein spricht der große Mann von einer Räuberbande von 800 000 Mann; diese Räuberbande, das sind eben die Sozialdemokraten. Nicht weniger amüliant sind manche von den persönlichen Sachen, die sich in dem Buche finden. Unter den Äußerungen Bismarcks aus seiner Frankfurter Zeit findet sich eine über den Frankfurter Bankier Herrn v. Bethmann, über den erzählt wird, er sei „vermöge persönlicher Eitelkeit zwar für preussische Orden und Titel zu allen momentanen Gefälligkeiten geneigt, im Herzen (vermöge starker Beteiligung an den Metalliques) aber entschiedener Anhänger Oesterreichs, gleich dem dritten Bruder Alexander Bethmann, der sich in Böhmen aufhält“. Der papierene Ursprung der Bethmannschen Herrlichkeit verleugnete sich also noch nicht. Neben Interessantem setzt Herr v. Poschinger seinen Lesern aber auch Dinge vor, an denen bloß die biographische Wut Geschmack finden kann. So ist wieder viel von den guten Dingen die Rede, die bei Bismarcks auf den Tisch kamen. Die Wie Mitteilung ganzer Menus ist man ja nun schon aus früheren Büchern Poschingers gewöhnt. In seiner Leirigen Leistung aber bringt er es sogar fertig, uns einen Einblick in Bismarcks — Nachttopf gewinnen zu lassen. Ueber dieses delikate Thema ist Poschinger von dem ehemaligen Chef der Reichskanzlei, Herrn v. Liedemann, unterrichtet worden. Bevor es dies Amt bekleidete, war er eines Tages im Jahre 1875 nebst Herrn v. Sibel zu einer politischen Besprechung bei Bismarck. Der Kanzler führte sie in sein Arbeitszimmer, wobei er bemerkte, wenn einer von den Herren verschwinden wolle, so stehe ein Schlafzimmer zur Verfügung. „Wir traten ein, und als Sibel ein gewaltiges, neben dem nicht minder großen Bett befindliches Geschirr aus den Händen gelegt hatte, bemerkte er: Bei dem Manne ist doch alles groß.“ Es ist doch noch nicht alles dagewesen. Ein Historiker, der sich mit den Nachttopfen seiner Helden abgibt, ist gewiß noch etwas Neues. Bisher hielt man die Beschäftigung mit solchem Hausrat berühmter Männer allenfalls für die Aufgabe ihrer Lakaien. Es gibt aber auch literarische Lakaien.

Sprachwissenschaftliches.

Vim bam. Vimbam gehört heute zu den beliebtesten Volkswörtern. Es ist von Haus aus die Nachahmung der Glockentöne und eine abtönliche Bildung (i zu a), wie man sie z. B. auch in Pinfepant, Klingklang, Singfang, Zingeltangel u. a. m. begegnet. In der Gegend von Stade singen die Kinder:

Vim bam beier,
De Küster mag sen Eier.
Wat mag he denn?
Speck in de Pann.
Sü (sieh), dat is 'n Ieder Mann.

Und anderstwo wird das ganz ähnlich gesungen weithin in den deutschen Landen. „Er hat Vimbam“ heißt im Volke soviel wie: er hat Glück. Vielleicht verglich man den die Töne erzeugenden, hin und her schwebenden Klöppel der Glöde mit dem unstillen Glöde — man setzte das Tonwort mit Dufel (= Glöde) zusammen, schuf sich so ein Dufelvimbam, das dann eine Steigerung des Glücks bedeuten sollte, und kürzte dieses wieder in das einfache Vimbam. Ja man hat das schon wegen der Drolligkeit seines Klanges sehr beliebte Wort gar zum Range eines Heiligen erhoben! Aber freilich läßt es dabei keinen ursprünglichen Sinn ein. „Heiliger Vimbam!“ ist zum Ausruf des Erstaunens und der Verwunderung geworden. Wer will mit der Volkstaune und — dem Volkswize ins Gericht gehen? Gibt es doch auch sogar einen „heiligen Strohsack“ und ein „heiliges Kanonenrohr“!

Söhns.

tragenden Stamm ausgehenden Wurzeln den Stamm alljährlich um einen Zentimeter in die mit Erde und Humus gefüllte Röhre hineinziehen. Dies kann aber wieder nur geschehen, wenn das hintere Ende des Stammes alljährlich um ein entsprechend großes Stück abstirbt und verwest, was auch tatsächlich der Fall ist. In Felsröhren, die für diesen Vorgang nicht geeignet sind, gedeihen die Primeln schlecht, ihre Stämme rogen dann über die Ränder der Röhren vor, die ganzen Stöcke verfallen einem langsamen Siechtum und gehen nach einigen Jahren ein. Im Garten kommt man dieser Eigenschaft der Wurzel am besten dadurch entgegen, daß man alljährlich den Standort der Pflanzen mit einer kleinen Erdschicht erhöht; die Pflanzen lohnen diese Mühe durch üppigeres Gedeihen.

Die Schlüsselblumen unserer Fluren haben eine gar umfangreiche Verwandtschaft und darunter viele von statlicher Schönheit. Der Botaniker zählt rund anderthalb Hundert Arten, die zumeist Alpenbewohner in Europa und im gemäßigten Asien sind, auch Nordamerika kennt etliche Arten. Zu diesen Arten kommen noch Hunderte von Varietäten und Gartenformen, die bald durch natürliche Bastardierung, bald durch die Zucht des Gärtners entstanden sind. — In zwei Untergattungen sind weitere 50 Arten von Schlüsselblumen zusammengefaßt. — In dieser zahlreichen Gesellschaft sich auszukennen, erfordert schon ein gutes Maß von Pflanzenkenntnis.

Als Zimmerpflanze weit bekannt ist die **chinesische Schlüsselblume**, *Primula sinensis*, deren Heimat China ist. Bemerkenswert ist das zottelige Haarleid, das diese Pflanze überzieht. Die Pflanze zieht aus ihm mancherlei Nutzen. Einmal bedeuten die Haare einen wirksamen Schutz gegen die Angriffe allerlei Insektengefinde, wobei die Haare einmal als unübersteigbare Palliaden dienen, ein andermal durch ihre Saftauscheidung die Insekten abwehren. Daß der Saft, den diese Haare ausscheiden, giftig ist, hat gelegentlich auch schon die eine oder andere Primelpflegerin erfahren insofern, als der Saft bei besonders empfänglichen Personen ein lästiges Hautjucken hervorruft. Manche Botaniker neigen sogar der Ansicht zu, daß die chinesische Primel mit ihrem Haarlast kleine Insekten auflöst und die Lösungsprodukte als Nahrung benutzt; damit würde die Primel in die Gruppe der insektenfressenden Pflanzen unterzubringen sein. Weiter verleiht, nach Kerner, dieser Haarpelz der Pflanze die Möglichkeit, geringe Mengen von Ammoniak zu absorbieren und kohlensaures sowie saures Ammoniak mit Wasser rapid aufzulösen. Wenn man erwägt, daß ein einziger Primelstod dritthalb Millionen solcher saugender Drüsenhaare besitzt, die das ihnen mit dem Regen zugeführte Ammoniak aufzunehmen imstande sind, so wird man die Bedeutung dieses Vorganges nicht für ganz geringfügig ansehen dürfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß fast alles Ammoniak, nachdem es sich aus den verwesenden Substanzen eines Bodens gebildet hat, von den in nächster Nähe wachsenden Pflanzen sofort absorbiert wird und daß man darum in den höheren Schichten der Atmosphäre verhältnismäßig nur sehr wenig Ammoniak nachzuweisen vermag. Aus diesem Umstande erklärt sich vielleicht auch das so außerordentlich üppige Gedeihen der chinesischen Primel in den Bauernwohnungen, wo die nabestehenden Düngersäcken und Stallungen reiche Ammoniakquellen bilden.

Die gleiche Eigenschaft, „giftig“ zu wirken wie die chinesische Primel, besitzt eine andere Schlüsselblume, die gleichfalls als Zimmerpflanze weit verbreitet ist. Der botanische Name dieser Pflanze ist *Primula oboonica*; ihre Heimat ist ebenfalls China. Seit etwa zwei Jahrzehnten wird die Pflanze in großen Mengen von den Gärtnern kultiviert. Viele neue Formen und Verbesserungen sind gezüchtet worden. Die Farbe der Aeform ist ein lichtiges Vio; die Farben der Formen weisen mannigfache Variationen auf. Die Pflanze bringt nicht nur eine große Anzahl von Blumen hervor, sondern sie blüht auch lange Zeit, bei sachgemäßer Pflege den ganzen Winter hindurch. Der Winter ist die Hauptblütezeit, doch lassen sich auch ohne große Mühe das ganze Jahr hindurch blühende Exemplare dieser Primel heranziehen. Sie hält sich im Zimmer ausgezeichnet und hat weiter noch mancherlei Vorzüge, so daß sie unfehlbar zu den schätzenswertesten Zimmerpflanzen zählt, dennoch wird sie vielfach als „Giftprimel“ streng gemieden. Dies meist dort, wo man eben schlechte Erfahrung mit der Pflanze machte. Häufiger als durch die vorige wird durch diese Primel eine Hautkrankheit bei den Pflanzenpflegern hervorgerufen. Die Krankheit entsteht, wenn die Haut (meistens der Hände) mit den Haaren der Primelpflanze in Berührung kommt. In einzelnen Fällen nahm die Krankheit einen recht böartigen Verlauf. Wer für Hautkrankheiten empfänglich ist, tut jedenfalls gut, wenn er im Umgang mit dieser Primel Vorkehrungen waltet läßt, insonderheit aber jede Berührung vermeidet. Durch wissenschaftliche Untersuchungen ist festgestellt, daß das von den Primelhaaren ausgeschiedene Gift löslich ist in Chloroform, Terpentinöl, Weiszer, Spiritus und anderen Substanzen. Wenn man die infizierte Stelle der Haut sofort nach dem ersten Fühlbarwerden der Wirkung des Giftes mit einem dieser Mittel gründlich einreibt und dann unter Anwendung von Seife und Wasser abwäscht, um das aufgelöste Primelgift zu entfernen, so hört das lästige Jucken sofort auf. Die Gefährlichkeit dieser Primel braucht darum kein Grund zu sein, uns die Freude an einer so herrlichen Zimmerpflanze zu verderben, zählt diese Pflanze doch mit zu dem Herrlichsten, das wir unter den anderthalbhundert Arten von Schlüsselblumen zu finden vermögen.

Herm. Kraft.